

# Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 34

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645634>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Oretlein & Co., Zürich.) 34

Rahel an Sidney.

Du bist anders geworden, Sidney, es spricht eine Stimme aus deinem Brief, die ich nicht kenne. Aber es ist meine Schuld, ich habe zu lange gewartet, mit dir zu reden, trotzdem ich dir viel zu sagen hatte, und im tiefsten Grunde mich darnach sehnte, zu dir reden zu dürfen. Vielleicht war es gut so. Jetzt aber laß uns wieder zusammen gehen.

Du bist aber doch am Außerlichen hängen geblieben, Sidney. Wozu braucht Johannes mich zu sehen? Er liebt mich, ist das nicht genug? Er hört, was ich sage, er spürt meine Hand in der seinen. Er kennt meine Seele, jede Regung. Er ahnt voraus, was mir selbst noch dunkel ist, und hütet mich dadurch, daß er mir vertraut. Und bin ich nicht auch, solange ich lebe, gebunden gewesen? Hielt Tante Adeline, hielt die ganze Familie mich nicht eng umschürt? Wurden nicht meine Schritte gelenkt, wohin andere wollten, meine Gedanken dahin geführt, wo meiner Vorfahren Gedanken stehen blieben, und meine Gefühle sogar nach ihrem Muster gebildet? Du weißt es, Sidney, daß jeder eigene Schritt, den ich versucht, zurückgetan und bereut werden mußte. Ich tat ihn zurück, du nicht. Du hast dich früh frei gemacht. Weißt du noch, wie die Karoline in der Arena erschien und mich von dem bunten Pferd herunterriß? Größeren Schmerz kann ich kaum mehr erleben, als ich da erlebt habe, und so verzweifelt ich mich innerlich sträubte, ich gehorchte doch. Und so ging es alle Tage, alle die Jahre. Jetzt kommst du und willst mich zurückhalten, da ich endlich meinen eigenen Weg gehen will. So tot können keine Augen sein, wie die Tante Adelines waren, so Schauriges gibt es nicht mehr wie ihr gespenstischer Gang, ehe sie fort mußte; so traurig, so schicksalbeladen, wie das weiße Haus es jetzt ist, gibt es keinen Ort auf Erden.

Daß mich fröhlich mit Johannes zur Kirche gehen. Wo Liebe ist, ist Ruhe. Nein, das meine ich nicht, aber in seiner Liebe will ich ruhen.

Sidney, du schreibst kein Wort von dir. Kein Wort von deiner Frau, kein Wort von deiner Arbeit. Du wolltest mich doch nicht strafen, weil ich den ganzen Winter nie darnach gefragt? Es war ein Kreis um mich herum wie ein Bann, ich konnte ihn nicht durchbrechen, nichts vermochte zu mir zu dringen... Nun ist der feurige Ring erloschen, und die Strahlen, die mich suchten, können wieder zu mir dringen, und ich vermag es, sie aufzunehmen.

Erzähle mir von dir. Befriedigt dich deine Arbeit? Hast du die große Einfachheit gefunden, die Quelle, weißt du noch? Ich finde sie sicher bei Johannes. Aber auch dich, Sidney, brauche ich. Ist es nicht wunderbar, daß man nur einen einzigen Menschen glaubt lieben zu können und lieben soll, da die Menschen doch so verschieden sind und so verschiedenes voneinander verlangen? Es ist wahr, daß, als ich José Gonzaga liebte — man hat nur das eine Wort für so mannigfaltiges Gefühl — es mir selbstverständlich erschien, daß er mich allein anbetete und ich ihn. Sonderbar.

Sidney, in wenig Tagen schon gehen Johannes und

ich zur Kirche. Ein paar Getreue begleiten uns. Tante Marielchen und ihre Monika wollen kommen. Sie schrieb mir, daß sie die ganze Nacht über mich geweint habe, die Gute. Als Nachschrift fragte sie, ob ich ein weißes oder ein schwarzes Kleid trüge, es komme wohl bei einem Blinden auf eins heraus. Mit dieser harmlosen Bosheit erleichterte sie ihr Herz. Sie ist nicht mehr stark, Sidney, und ich fürchte, daß sie nicht mehr lange leben wird. Auch Tante Adeline geht es schlecht. Sie strebt darnach, ihrem Leben ein Ende zu machen. Karoline hütet sie Tag und Nacht und magert zum Skelett ab, läßt sich aber von Tante Adeline nicht wegtreiben. Auch Johannes Mutter geht es nicht gut. Aufrechtstehend muß sie die Nacht verbringen mit viel Bangigkeit. Sidney, die Leiden der Menschen sind mir ein Zeugnis, daß der Tod nicht das Letzte ist. Ich denke so oft, wenn ich mit Johannes rede, und ihn reden höre, und sehe, wie viel er weiß, was er gar nicht erlebt haben kann, wie er weiß, ohne zu wissen, daß er ein zweites Leben lebt. Es kann nicht nur die Blindheit sein, die ihn so vieles gelehrt hat, es sind unbegreifliche Dinge da. Ich komme mir wie ein Schulmädchen vor neben ihm, oder wie ein grob geartetes Kind. Wenn ich ihn etwas fragen will, so antwortet er mir, ehe ich die Frage getan, und ist mir traurig zumute, so tröstet er mich, ehe ich geklagt. Ach, viele, viele Kleinigkeiten noch, die mir jetzt nicht einfallen. Er schaut in die Menschen hinein.

Sidney, nächsten Dienstag begleitest du mich, wenn ich zur Kirche gehe? Aber nicht ängstlich, nicht mitleidig oder zweisehend. Freue dich. Glaube mir, du darfst es.

Rahel.

Johannes an Sidney.

Lieber Sidney, Sie erlauben, daß ich Sie noch nenne wie früher? Ich schulde Ihnen eine Aussprache, die Sie wahrscheinlich, wären wir nicht so ferne, verlangen würden.

Alle Einwände, die Sie machen können und gemacht haben, legte ich mir selbst vor. Ich glaube nicht, daß es einen einzigen Punkt gibt, den ich unbeleuchtet gelassen habe. Ich rede nicht von Rahels innerer Einsamkeit, nicht von ihrer Mutlosigkeit nach heftigem Erleben, nicht von ihrer Sehnsucht und ihrem Streben nach Unabhängigkeit. Ich rede nicht davon, daß Rahels große Seele mir ein Opfer bringen will, das ich von mir zu weisen ehrlich versucht habe. Auch nicht von meiner Liebe, die Rahel gehört hat, seit ich sie kenne, seit sie als kleines Mädchen Binsenkörbchen machen lernte. Ich will nur meine Schuld bekennen, die eben darin liegt, daß ich nicht zu widerstehen vermochte, als Rahel mir das Geschenk ihres Lebens anbot. Sie werden keinen Augenblick gedacht haben, daß ich es gewagt hätte, Rahel darum zu bitten. Aber als sie mir in ihrer großherzigen Art versprach, mit mir leben zu wollen, habe ich nicht nein sagen können. Jeder meiner Gedanken und jedes meiner Gefühle gehört ihr. Daß das bei einem blinden Manne mehr sagen will als bei einem andern, bei jedem andern, werden Sie sich denken. Daß jede Stunde meines Lebens ein Dank sein wird, auch. Es wird jede Minute eine Bitte an das Schicksal sein, mich um meiner Selbstsucht willen nicht zu

hart zu strafen. Oder auch mich zu strafen, was gilt mir das. Unermesslich stark ist mein Gefühl für diese Frau.

Und noch etwas. In dem Augenblick, in dem Rahel meine Hand fallen läßt, ist sie frei. Sie weiß es. Es kommt mir selbstverständlich vor, auch wenn ich nicht blind wäre, und Rahel nicht Rahel. Ich kann sie, ginge sie von mir, reichlich aussfüttern. Es würde ihr an nichts fehlen.

Das habe ich Ihnen sagen wollen.

Johannes Attinger.

Manches war geschehen, seit Rahel Johannes Attingers Frau geworden. Nichts, das in die Geschichte der Menschen eingegriffen hätte, nichts, das seine Wellen weiter gerollt hätte, über die engen Kreise hinaus, in denen die Wenigen lebten, die von Bellerive, der Stadt und ihrer Familie Abschied genommen hatten und für immer verschwunden waren. Adeline Petitpierre war eines Morgens sterbend gefunden worden. Trotzdem Karoline das Zimmer neben der Kranken bewohnte und die Türe dazwischen stets offen hielt, trotzdem, daß die Wärterin viermal in der Nacht sich überzeugt hatte, daß alles in Ordnung sei, hatte Frau Petitpierre es vermocht, sich zu töten.

Wunderbar war der Ausdruck, den das Gesicht der Toten trug. Verklärte Ruhe, mehr noch, Liebe lag um den Mund, der es nie vermocht, Worte der Liebe zu schenken. Sie war nicht allein. Tag und Nacht saß Karoline neben ihr. Kurze Zeit nach dem Begräbnis ihrer Herrin wurde sie krank und starb an einer nicht deutlich erkennbaren Krankheit. Sie hatte sterben wollen.

Belusa überlebte sie ein Jahr, hatte aber die Pforten des Spitals, in dem er lag, nie mehr verlassen können. Der Gichtbrüchige lag Tag und Nacht auf seinem Lager, freute sich über die vielen Besuche der Spitalbewohner, die den alten Mann, der wunderbare Geschichten von Pferden zu erzählen wußte, gerne aufsuchten. Rahels Erscheinen war ein Lichtpunkt, der sich oft wiederholte. Daß sie Johannes Attinger geheiratet, verzieh Belusa dem Blinden nie, und glaubte von dem Tag an an Zaubermittel, denn ohne die, so behauptete er seinem Stubengenossen gegenüber, würde doch eine Prinzessin keinen Siechen heiraten.

Daß Rahel, nach dem letzten Willen Adeline Petitpieres, das weiße Haus weiter bewohnen würde, und es ihr Eigentum geworden war, das freute ihn ganz besonders. Er wurde nicht müde, sich von ihr erzählen zu lassen, wie sie darin hause als Herrin, und wie sie in ihrem Garten herumgehe in einem weißen Kleid, mit einem schmalen, goldenen Reifen im Haar, den sie auch als junges Mädchen so gerne getragen. Ob die Feigen reif geworden seien und ob die Oleander und Granatbäume ebenso glühend geblüht wie früher, und ob das Kamin im großen, gelben Saal gut ziehe, das alles wollte er wissen. Nur nach Johannes fragte er nie, und Rahel erzählte nicht ungefragt. Ehe das zweite Jahr ihrer Ehe herum war, begrub man Belusa.

Es war, als sollte der ganze Schwendtsche Stamm ausgerottet werden. Tante Ulrike war nicht mehr. Sie saß in ihrem Lehnstuhl, als die Magd am Morgen ihr das Frühstück bringen wollte, aufrecht, das silberweiße Haupt ein wenig gesenkt, beide Füße nebeneinander ruhend, die eine

Hand im Schoß, die andere friedlich darüber gelegt. Auch sie hatte Rahels in ihrem Testament gedacht. Die wunderbare Sammlung kostbarer Tassen, die sie besaßen, gehörte nun Rahel Attinger, und die Summe Geldes, die Tante Ulrike ihr hinterlassen sollte, wie das Testament sagte, dazu dienen, Rahel in jeder Lebenslage unabhängig zu machen, sei es von ihren Verwandten, sei es in einer Ehe. Es war ein oft wiederkehrendes Wort der alten Frau gewesen: Unabhängigkeit erlangt man mit einem festen Willen, mit Glauben an sich selbst, und mit Geld. Nur Tante Marie hauste noch mit ihrer Monika zusammen. Wie ein Vogel zusammengekauert saß sie in ihrem Stuhl, das liebe Gesicht klein geworden, voll Kummer über den Tod der Frau, die ihr lieb gewesen, waren sie auch so verschieden voneinander, wie Tag und Nacht. Sie las unaufhörlich Adelines frühere Briefe, und freute sich über Rahels Kommen ganz besonders darum, weil sie über ihre vorbildliche geliebte Freundin reden konnte. Es wäre ihr als Blasphemie erschienen, hätte man ihr gesagt, wie viel wertvoller sie mit ihrem warmen, guten, alles verzeihenden Herzen gewesen sei, als die allein sich selbst anerkennende und hochhaltende Waise.

Der Kummer ihres Lebens war Sidney. Nicht er selbst — nein, Gott sei Dank, er ließ es an Briefen und lieben Worten nicht fehlen, aber die Frau, die er neben sich hatte, die Ilse, die er sich (Tante Marie konnte es nie begreifen) gewählt hatte, die war ein Nagel zu ihrem Sarg. Tante Marie, die die weltlichen Sünden nur aus der Bibel und dem Gesangbuch kannte, und keine Ahnung hatte, daß möglicherweise rings um sie herum in aller Stille genügend gesündigt wurde, faßte es nicht, daß gerade ihr schöner und begabter Sidney an eine Frau geraten sein sollte, die ein so liederliches Leben führte, daß Sidney es nicht mehr ausgehalten hatte und von ihr gegangen war. Vielleicht war auch sie von ihm gegangen, sie wußte es nicht genau, und Sidney hatte davon nie etwas geschrieben. Nur: „Ich halte es besser für meine Arbeit, nicht mehr mit Ilse zusammen zu leben. Sie ist sehr einverstanden damit und dank der Güte Onkel Doktors, nun auch dank der Hinterlassenschaft Tante Adelines, bin ich in den Stand gesetzt, für mich allein zu bleiben, und es dennoch Ilse an nichts fehlen zu lassen.“

Monika fand nicht genug, und nicht stark genug zeichnende Worte, um das Benehmen dieser Frau zu stempeln. Daß Sidney ihr nun auch noch Geld gebe, nachdem sie — die Späßen pffiffen es von den Dächern — mit jedem, der in ihr Haus gekommen, angebändelt, und nicht nur angebändelt (hier erhob Tante Marie ihre Hand und bedeutete Monika, sie möge schweigen), sondern auch mit einem dieser Niederlächinge Tage und Nächte fortgeblieben sei. Da sei jeder Franken vom Uebel, den Sidney einer solchen Person nachwerfe, und ihr dadurch helfe, ihr Leben fortzuführen. Die solle arbeiten, das sei gesünder für sie. Tante Marie hat Monika nochmals, nicht so strenge Worte zu gebrauchen, zudem sei Ilse Sidneys Frau gewesen, und er habe sie lieb gehabt. Und was sie denn tun sollte ohne Geld? Nicht einmal das Kind, das sie gehabt, hätte sie gut besorgt, es sei gestorben, warf Monika ein, aber Tante Marie schüttelte ihren Kopf mit dem Fransentuch und meinte, wenn der liebe Gott nicht gewollt, daß es stirbe, so wäre es nicht gestorben. (Fortsetzung folgt.)